

■ Essay

Alexander J. Seiler

Star und Störenfried:

Arnold Künzli und die Basler «National-Zeitung»

1

«Ich gedenke in der nächsten Zeit nach Italien überzusiedeln und dort Wohnsitz zu nehmen, um mich vorwiegend journalistisch zu betätigen», schreibt «Dr. Arnold Künzli-Schiavetti» in Zürich am 5. Mai 1946 an «Dr. Hans Bauer, Redaktor der Nationalzeitung» in Basel. «Dabei habe ich vor allem im Sinn, die geistige, soziale und politische Situation Italiens zu studieren, einesteils weil ich glaube, dass Italien eines jener europäischen Länder ist, das noch genügend Vitalität und geistige Gesundheit besitzt, um dem kranken Europa einen Weg in die Zukunft zu weisen und ihn vor allem auch selbst zu gehen, andernteils weil es mir daran liegt, die schweizerische Öffentlichkeit objektiv über Italien zu informieren. Es würde mich nun besonders freuen – angesichts des Charakters und der Tendenz Ihrer Zeitung – wenn Sie mir Gelegenheit geben könnten, ab und zu – vielleicht periodisch – grundlegende Artikel bei Ihnen veröffentlichten zu können. Ich möchte aber betonen, dass ich dabei nicht an eine Tätigkeit als täglicher Korrespondent denke, sondern wirklich nur grundlegende Berichte schreiben möchte, die sowohl rein politische wie auch geistige Probleme berühren können.»

Bemerkenswert an dieser Bewerbung scheinen zwei Dinge: einmal will sich der Absender in Italien zwar «vorwiegend journalistisch betätigen», schliesst aber eine «Tätigkeit als täglicher Korrespondent» aus und möchte «nur grundlegende Berichte schreiben». Zweitens sucht er dafür eine Zeitung, zu deren redaktioneller Ausrichtung er eine persönliche Affinität empfindet. Beides, der Anspruch eines – im doppelten Wortsinn – nicht (all)täglichen Journalismus, eines Schreibens für den Tag über den Tag hinaus, und der Wunsch nach einem in Haltung und Gesinnung wahlverwandten publizistischen Kontext sollten in der Folge nicht nur die Arbeit des Berufsjournalisten Arnold Künzli, sondern auch dessen Beziehung zur Basler «National-Zeitung» (kurz NZ) während beinahe zwei Jahrzehnten entscheidend prägen: in

einem oft beflügelnden, aber immer wieder auch belastenden Spannungsfeld von Nähe und Distanz, von Übereinstimmung und Konflikt.

Der Bewerbungsbrief des frisch promovierten Philosophen wirkt aber im Rückblick auch unabhängig vom Adressaten und weit über Künzlis Journalistenjahre hinaus in mehr als einer Hinsicht programmatisch. Der Verfasser einer unter dem Titel «Die Angst als abendländische Krankheit» publizierten Dissertation über Sören Kierkegaard sucht für das «kranke Europa einen Weg in die Zukunft». Und seinen politischen Standort bestimmt Künzli wie folgt: «Ich bin kein Parteimitglied, doch tendieren meine Ideen in die Richtung eines nicht strenggläubig marxistischen Sozialismus. Dem Kommunismus bringe ich viel Verständnis entgegen, vor allem was seine historische Entwicklung in Russland anbelangt, doch ebensoviel Kritik, wo man ihn zur Religion erhebt und den Zweck die Mittel heiligen lässt.»

2

Was konnte den Anhänger eines «nicht strenggläubig marxistischen Sozialismus» kurz nach Kriegsende dazu bewegen, die Basis einer hauptberuflichen journalistischen Tätigkeit bei einer Tageszeitung zu suchen, die zwar offiziell nicht parteigebunden, aber lokal- und innenpolitisch mit der freisinnig-radikalen Partei doch eng verbunden war? 1842 als radikales Oppositionsblatt zum herrschenden konservativen System des Basler Patriziats gegründet, hatte die NZ in den dreissiger Jahren aussen- wie innenpolitisch schon früh einen dezidiert antifaschistischen Kurs eingeschlagen, den sie auch während des Zweiten Weltkriegs konsequent verfolgte. (Als sich der österreichische Aussenminister und spätere Bundeskanzler Bruno Kreisky im Dezember 1961 bei Arnold Künzli brieflich für dessen eben abgeschlossene Artikelreihe über Österreich bedankt, vergisst er nicht zu erwähnen, dass ihm die «Basler National-Zeitung» in

den Jahren nach dem Ende der österreichischen Demokratie im Jahre 1934 so lieb geworden ist.) Im Gegensatz zu den auflageschwächeren liberal-konservativen «Basler Nachrichten» galt die NZ nach dem Krieg als «linksliberal» und gehörte – wie auch ihre lokale Konkurrentin – neben der «Neuen Zürcher Zeitung» und dem Berner «Bund» zu den wenigen Deutschschweizer Tageszeitungen von überregionaler Verbreitung und Bedeutung.

Zum aussenpolitischen Kurs der NZ im Kalten Krieg sind im Archiv von Arnold Künzli ungemein aufschlussreiche redaktionsinterne «Richtlinien» vom 16. April 1948 erhalten. Zwischen der «Front der Unfreiheit und der Diktatur» und der «Front der Freiheit und des Besitzes» bestehe die Haltung der NZ «traditionsgemäss» darin, «die Front der Freiheit zu halten und den Eindruck zu vermeiden, als würden wir den Besitz schützen wollen. Wir müssen der Gefahr begegnen, dass der linke Flügel der schweizerischen Arbeiterschaft sich für die östliche Form der Demokratie, also für die «Volksdemokratie», entscheidet.» Und: «Wir müssen immer wieder darauf hinweisen, dass der Arbeiter bei uns im Falle eines Systemwechsels nur verlieren würde. Dass er etwas zu verlieren hat, dafür hat eine aufgeschlossene Sozialpolitik im eigenen Lande zu sorgen.»

Im weiteren lehnen die «Richtlinien» «die vielerorts verbreitete Auffassung» ab, ein Krieg sei unvermeidlich, erklären eine «Diskreditierung der «Dollardiplomatie» und des «Dollarimperialismus» für «untunlich» und begrüssen «jeden Zusammenschluss im westeuropäischen Rahmen. Der Hinweis, dass eine westeuropäische Union ein erster Schritt zu einer Europa-Union sein könnte, braucht nicht unterdrückt zu werden. Bei allem Realismus und aller Skepsis, die in der heutigen Lage geboten sind, wollen wir den idealistischen Zug unseres Blattes nicht vernachlässigen.»

3

Hätte man, zwei Jahre zuvor, Arnold Künzli dieses Programm als Antwort auf sein Bewerbungsschreiben vorgelegt, er hätte es zweifellos als annähernd ideale Grundlage für sein Vorhaben empfunden, in Rom als Journalist und nicht parteigebundener Sozialist «die geistige, soziale und politische Situation Italiens» – in dieser Reihenfolge! – zu «studieren». Ob es ihm allerdings damals klar gewesen wäre, dass die

innenpolitische Sorge um die schweizerische Arbeiterschaft in diesen «ausserpolitischen Richtlinien» nicht nur aus ideellen Gründen einen so wichtigen Stellenwert einnahm, darf bezweifelt werden.

In deutlicher Abgrenzung von den «Basler Nachrichten», dem Organ des Grossbürgertums und der Wirtschaft, aber auch von der sozialdemokratischen Basler «Arbeiter-Zeitung», verstand sich die NZ nicht nur als Blatt des Mittelstands, sondern auch als das des «kleinen Mannes», des politisch konturlosen «Uomo qualunque», wie er in Basel zu Beginn der Nachkriegskonjunktur vor allem dank der blühenden chemischen Industrie früher als anderswo zwischen Proletariat und Kleinbürgertum, zwischen Klassenbewusstsein und Konsumismus zu flottieren begann. Im «Arbeiter» ging es der NZ sehr direkt um den eigenen Leser und Abonnenten, sprich: um die eigene Auflage.

Während die vornehmen «Basler Nachrichten» von der chemischen Industrie und deren Hausbank, dem Schweizerischen Bankverein, getragen wurden, befand sich die NZ schon seit Beginn des Jahrhunderts fest im Besitz der ursprünglich aus Deutschland eingewanderten Familie Hagemann. Diese setzte, ihrer Familientradition gemäss, die «radikale» Opposition zum eingesessenen «liberalen» Basler Patriziat, dem sogenannten «Daig» (Teig) zwar fort, führte ihre Zeitung aber durchaus unverhohlen als kommerzielles Privatunternehmen nach marktwirtschaftlichen Kriterien. Am augenfälligsten äusserte sich dies darin, dass es bei der NZ – im Unterschied zu sämtlichen Schweizer Zeitungen bis hinunter zum kleinsten Lokalblatt – keinen Chefredaktor gab. Chef war als «Herausgeber» – ein damals noch kaum gebräuchlicher Begriff – nicht nur unternehmerisch, sondern auch redaktionell ein Vertreter der Familie – zu Arnold Künzlis Zeiten Max Hagemann, a.o. Professor für Internationales Recht an der Universität Basel. Als Statthalter und designierter Nachfolger seines nur mehr im Hintergrund präsenten Vaters, des Rechtsanwalts Fritz Hagemann, leitete er die Wochenkonferenz der Ressortleiter – eine grosse Redaktionskonferenz gab es nicht -, entschied über die Anstellung von Redaktoren und festen Mitarbeitern, verteilte im Herbst Gratifikationen im Briefumschlag persönlich von Büro zu Büro und regierte die Zeitung als burschikos-autokratischer Jungpatriarch mittels Einzelgesprächen. Communiqués «an alle» gab er nur ausnahmsweise schriftlich, im allgemeinen

